Moltke und die Kriegskunst

Von Claus Schrempf

Das Schlachtenglück ist von allen Glücksgütern das unbeständigste, von allen Glücksgestalten die schwankendste, unzuverlässigste. Napoleon ließ bei Leipzig bereits Victoria läuten, dann wurde es dennoch die entscheidende Niederlage seines Lebens. Pyrrhus schritt von Sieg zu Sieg, und gerade sein Schlachtenglück richtete ihn zugrunde. Hannibal krönte die Eroberung Italiens mit seinem klassischen Cannäsieg, trotzdem unterlag er gegen Rom. Nicht selten führte der Weg eines Feldherrn über gewonnene Schlachten zum verlorenen Krieg, nicht selten auch umgekehrt, wie denn Friedrich der Große und Blücher aus jeder Niederlage mit gestärktem Siegeswillen hervorgingen. Bei diesen Unbezwinglichen spielt eine besondere Rolle das sogenannte Glück im Unglück, zum Beispiel das Abendgewitter bei Ligny, das nach verlorener Schlacht die glatte Lösung vom Feinde und gleich darauf einen zweiten, diesmal erfolgreichen Appell an das Schlachtenglück ermöglichte. Alle Feldherren alter und neuer Zeit stimmen darin überein, dem glücklichen Zufall einen entscheidenden Anteil bei ihren Erfolgen zuzubilligen.

Will man die Feldherrngröße Moltkes auf eine knappe Formel bringen, so besteht sie in der Emanzipation von den Launen des Zufalls. Moltke spekuliert nicht auf das Schlachtenglück, er geht nicht auf Schlachtenerfolge aus, sein Ziel ist der totale Sieg, der Feldzug ist ihm ein einheitliches Ganzes, das nur dem Zwecke dient, die rasche und siegreiche Beendigung des Krieges herbeizuführen. Er betrachtet also den Krieg von vornherein als eine Angelegenheit, bei der es auf den Schluß ankommt, mit der deshalb im Interesse der Ausschaltung weiterer Eventualitäten so rasch und radikal als möglich Schluß gemacht werden muß. Die Zwischenglieder oder Kriegsoperationen sind alle vom Schluß, vom Endresultat her zurückbezogen, man könnte sagen, final determiniert. Mit dieser Kriegführung schafft Moltke einen neuen Feldherrntypus, nämlich den Feldherrn, der den Krieg schon vor dem Kriege gewonnen hat.

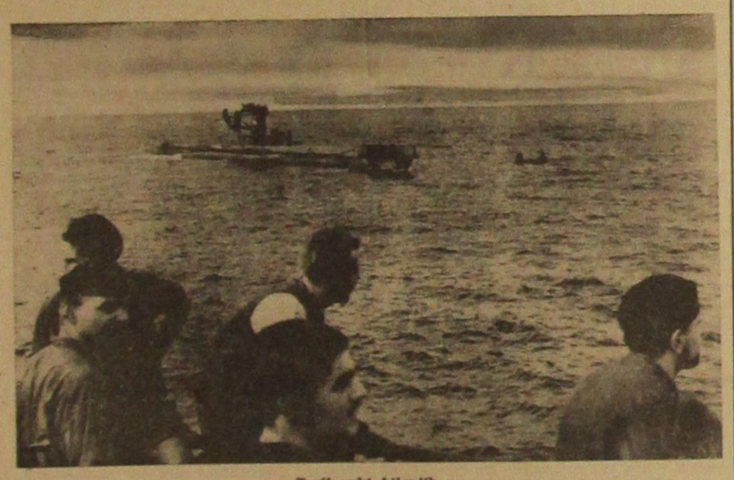
Moltkes Strategie ist straff und zielbewußt auf die Ausschaltung des Zufalls, ja sogar des Einfalls, gerichtet. An die Stelle kühner Improvisation tritt der wohldurchdachte Feldzugsplan, in dessen Anlage bereits der ganze Wagemut eines echten Soldatenherzens investiert ist. Daß Moltke die strategische Planung zur modernen Kriegsmethode erhob, ist gar nicht so sehr Sache der freien Wahl und persönlichen Neigung gewesen, sondern es war die logische Folgerung, die ein souveräner Geist aus der Erkenntnis der veränderten Voraussetzungen des Krieges zog. Napoleon schlug mit 26, Moltke mit 66 Jahren seine erste Schlacht. Schon hierin zeigt sich der Unterschied zweier Zeitalter der Kriegsgeschichte. Die Bravourstücke, mit denen der junge Korse bei Lodi, Arcole und Rivoli seine glorreiche Laufbahn begann, wären zur Zeit Moltkes nicht mehr denkbar gewesen. Zwischen Austerlitz und Sedan, zwischen den Kriegstaten der beiden größten Feldherren des 19. Jahrhunderts, hat eine völlige Umwälzung im Kriegswesen stattgefunden. Die Dampfmaschine hatte sich der Industrie und des Verkehrs bemächtigt. Hand in Hand mit dem technischen Fortschritt vollzog sich eine ruckartige Vermehrung der Volks- und damit der Heeresmassen. Napoleon erfocht seine schönsten Siege mit Heeren von 20 000 bis 60 000 Mann, während Moltke von vornherein mit einer Heeresstärke von vielen hunderttausend Mann zu rechnen hatte. Diese Tatsache stellte den Feldherrn vor ganz neue Probleme, die Napoleon nicht gekannt oder aber, wie der Zug nach Moskau und der Zusammenbruch bei Leipzig bewiesen, nicht mehr gemeistert hat.

Früh erkannte Moltke, daß zur Kriegführung die geistige Beherrschung aller Kriegsmittel gehört. Er war schon fünfzig Jahre Soldat, als er zum ersten Male eine Schlacht leitete. Diese lange Vorbereitungszeit hat er dazu benutzt, sich zum Meister der ungeheuer komplizierten Kriegsmaschine des Maschinenzeitalters auszubilden. Weil er überzeugt war, daß Wissen Macht ist, arbeitete er von Jugend auf mit eisernem Fleiße daran, sich eine universale Bildung anzueignen. Moltke beherrschte sieben Sprachen, darunter Russisch und Türkisch. Er hat ein vielbändiges Geschichtswerk Gibbons aus dem Englischen übersetzt. Seine geistige Vielseitigkeit ist erstaunlich. Außer den Militärwissenschaften beschäftigten ihn Geschichte, Politik, Literatur, Chemie und Astronomie. Im Zeichnen bewies er seine Künstlernatur, ebenso durch sein eindringendes Verständnis für Baukunst, Malerei und Dichtung. Er klagt einmal über die Schwierigkeiten, Byrons Poesien ins Deutsche zu übertragen. Von Goethes „Faust" wußte er fast den ganzen ersten Teil auswendig. Erfolgreich betätigte er sich als Schriftsteller in Vers und Prosa. Seine klassisch reine, formvollendete Sprache ist ein Spiegel seines klaren Denkens. Was er mit vierzig Jahren prophetisch über die „deutsche Grenzfrage im Westen" schrieb, hat er mit siebzig in die Tat umgesetzt. Aus derselben Zeit stammt seine Abhandlung über die Wahl der Richtung von Eisenbahnen. Seine Tätigkeit in der Leitung der Berlin-Hamburger-Eisenbahngesellschaft öffnete ihm den Einblick in das moderne Verkehrswesen. Sofort erkannte er die Bedeutung der Schienenwege für Militärtransporte, besonders für Mobilmachung und Aufmarsch, so wurde er der erste Eisenbahnstratege seiner Zeit. Bewußt stellte er Technik und Wissenschaft in den Dienst der Kriegführung. Bahn und Telegraph waren seine Hilfsmittel zur Leitung der Operationen über die gewaltige Raumweite hinweg, die von den modernen Riesenheeren beansprucht wird. Dazu verlegte er das Schwergewicht der Strategie in die geistige Vorbereitung. Seit er 1857 an die Spitze des damals noch unbedeutenden Generalstabs getreten war, entwickelte er diese Behörde zu einer Schule der Feldherrnkunst, zu einem Führungsinstrument der Wehrmacht, worin die militärische Geistesenergie zu höchster Alarmbereitschaft gesteigert wurde. Da mit der sorgfältigen Ausarbeitung der Feldzugspläne die strategische Aufgabe vorweggenommen war, konnte Moltke in der Schlacht auf Befehle verzichten und ruhig aus dem Hintergrund beobachten, wie das Präzisionswerk seiner militärischen Anordnungen programmgemäß ablief. Daher konnte er bei Sadowa schon am Vormittag, als der Anmarsch der Kronprinzenarmee noch gar nicht ersichtlich war, seinem König mit stolzer Gewißheit erklären: „Euer Majestät werden heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen."

Eine durch vorherrschenden Geist geleitete Kühnheit nennt Clausewitz den Stempel des Helden, und in diesem Sinne war Moltke ein Heldentypus von seltener Vollendung. Geist und Wille waren in ihm von derselben ungewöhnlichen Spannkraft. Er war ebenso groß im Denken wie im Handeln, höchste Besonnenheit mit äußerster Entschlossenheit paarend. Seine geistige Überlegenheit ist so bedeutend, sein Scharfsinn so durchdringend, daß er gleichsam alle Fehler voraussieht, auch die eigenen, auch die seiner Unterführer und natürlich die auf der Feindseite. Man sieht es ihm an, er ist der schlechthin Unbesiegliche, er läßt dem Zufall keine Chance und stellt alles in Rechnung. Man hat seinen unerhörten Wagemut kritisiert, aber er handelte so in voller Kenntnis der Gefahr und im Bewußtsein, daß er ihr gewachsen war. Aus dem Gefühl der Überlegenheit entsprang auch seine unerschütterliche Ruhe, seine Freundlichkeit und menschliche Güte, die bei aller Energie des Ausdrucks auch sein milder, versonnener Blick bezeugt. Dieser Feldherr, der die Strategie der Umfassungs- und Vernichtungsschlacht erfunden hat, gab keinem Mitmenschen jemals ein böses Wort. Er blieb Herr über sich selbst, wie über seine Gegner. Seine Größe liegt in der Verbindung einzigartiger Leistung mit dem höchsten Adel der Gesinnung, der den Ruhmgekrönten demütig gestehen läßt: „Welcher ganz andere Maßstab als hier wird in einer künftigen Welt an unser irdisches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, sondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erscheinung trat, wird den Wert eines Menschen entscheiden."

Auf einem Flugplatz an der Donfront PK.-Aufn.: Kriegsberichter Sperling-Atlantic

sind Transportflugzeuge mit Infanteristen gelandet, um schneller an den schweren Abwehrkämpfen gegen die Sowjets eingesetzt werden zu können. Die sonst tagelange Reise aus der Heimat nach dem Osten machten sie in wenigen Flugstunden



Treffpunkt Atlantik

Irgendwo in der Weite des Atlantik haben unsere wachsamen U-Boot-Männer den Halifaxgeleitzug ausgemacht. In hartem Kampfe ist es gelungen, fette Brocken aus der Meute herauszuholen. Die beiden siegreichen Kommandanten, Kapitänleutnant von Bülow, der nach der Rückkehr mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet wurde, und Oberleutnant zur See Heilriegel, der einen Truppentransporter vom Typ „Reina del Pacifico" versenkte, treffen sich nach dem gemeinsamen Erfolge mit ihren Booten und tauschen ihre Erfahrungen aus. Dann nehmen die U-Boote wieder ihren Kurs auf in zähem Nachspüren und harter Verfolgung neuer Gegner. Das Schlauchboot ist ausgesetzt worden. Der Kommandant des anderen Bootes, Oberleutnant z. S. Heilriegel, kommt damit längsseits

PK.-Aufn.: Kriegsberichter Garms (PBZ)

Panzerbereitstellung im Kaktusfeld. Ritterkreuzträger Oberstleutnant Huhse bei der letzten Lagebesprechung vor dem Angriff auf anglo-amerikanische Stellungen

PK.-Aufnahme: Kriegsberichter Koch (Sch)

„Tapfer und treu" / Erinnerung an General Strecker

Von Johannes Linke

Unter den Männern, die in Stalingrad das höchste Opfer brachten, kämpfend, leidend, entbehrend und fallend, wußte ein jeder von uns einige Nachbarn oder Nachbarssöhne, die als Panzermänner und Grenadiere nicht das Vaterland allein, sondern das Abendland bis zum letzten Atemzuge verteidigten. Seit dem Wehrmachtbericht vom 1. Februar wissen wir, daß auch unser General dabei war, General Strecker.

Es war zu Beginn dieses Krieges, damals, als das deutsche Heer im Westwall und im Vorfeld auf der Wacht lag. Wir hatten unsere Feuerstellungen, Quartiere und Beobachtungen, in denen wir uns eben gemütlich eingerichtet hatten, einer ablösenden Einheit übergeben und zogen in drei Nachtmärschen durch Regen, Wind und Frost gegen Norden. Anfang November kamen wir zu der Division, die der damalige Generalmajor Strecker führte. In dieser Zeit gab es noch keine Divisionszeichen: Wappen, Tiere, Herzen und Bäume. Man mußte aus den Regiments- oder Feldpostnummern erkennen, ob eine Truppe zur Division gehörte oder nicht. Da gab General Strecker seinen Verbänden und Soldaten ein Losungswort als Zeichen, das sie überall an ihren Unterkünften und in ihren Dienststellen anbrachten, das Wort „Tapfer und treu". Damals, in der Zeit, die uns heute so friedlich erscheint, hatte man mitunter noch viel Ruhe, und durch diese Divisionslosung hatten die Bastler eine lohnende Aufgabe bekommen.

Da wurde geschrieben und gemalt, in einfacher Blockschrift oder in kunstvollen Lettern, da sägten und nagelten einige Leute die drei Worte aus weißrindigen Birkenstämmchen zusammen, da zeigten andere ihre Kunst als Brandmaler oder Schnitzer, und ein Steinmetz, der bei einer unserer Aufklärungsschwadronen stand, haute die Losung gar aus einem Sandsteinblock heraus, der mitten im Vorfelddorfe an einer Straßenkreuzung ausgestellt wurde. Wenn einer von einer Dienstfahrt vom Norden oder Süden oder auch vom Urlaub kam, dann brauchte er nur die Augen aufzumachen, um zu sehen, wo der Divisionsbereich begann, denn dort rief ihn über Befehlsstellen und Küchen, Schreibstuben und Quartieren das Wort unseres Generals an: „Tapfer und treu."

Für uns war es eine immerwährende Mahnung, für den General ein selbstverständliches Bekenntnis. Wir waren stolz, der Division angehören zu dürfen, deren Gefechtsabschnitt in den ruhigen Zeiten häufiger als ein anderer im Wehrmachtbericht genannt wurde, wo sich immer etwas rührte, während sonst die Front im Winterschlafe erstarrt schien. Es ging ein geflügeltes Wort bei uns um: „Strecker streckt die Waffen nie." Und mochte es auch nur aus einer Wortspielerei entstanden sein, so enthielt es doch eine echte Wahrheit. So war es auch kein Zufall, daß der Oberbefehlshaber des Heeres zur Streckerschen Division kam, um dort im Kreise der Infanteristen die Weihnacht 1939 zu feiern, sowenig es ein Zufall war, daß der erste Engländer in diesem Kriege von einer seiner Einheiten gefangen wurde.

Die Posten am Rande des Niemandslandes, mit denen er gegen den Feind ausschaute, die vorgeschobenen Beobachter, die er um ihre Wahrnehmungen befragte, die Essenträger, die er anhielt, die Männer an den Kartentischen, denen er im Zwiegespräch die Lage erläuterte, er war ihnen ein Führer und ein Vater. Er bekümmerte sich darum, daß die Offiziere der im Einsatz befindlichen Einheiten Quartier und Essen mit der Truppe teilten, daß es aber der Mannschaft an nichts fehlte, er hörte sich die Sorgen eines jungen Infanteristen oder eines älteren Landwehrmannes an und gewährte, wo es ihm angebracht schien, Urlaub auch außer der Zeit.

So lernten wir den General Strecker im Stellungskrieg des Westens kennen. Dann rief uns der Befehl an eine andere Stelle, und wir hörten nichts von ihm, bis die Nachricht kam, daß er das Ritterkreuz erhalten habe, und bis der Wehrmachtbericht seinen Namen unter den Helden von Stalingrad nannte. Dort hat er seinen Mann gestanden für Deutschland, für das Abendland, für uns alle, seinem Wahlspruch gemäß: „Tapfer und treu!"

Im letzten Haus / *Von Kriegsberichter Dr. Hans Gstettner*

PK. **Im Osten**, Ende Januar

Hinter dem letzten Haus am Südausgang des langgestreckten Dorfes hatten wir Feuerstellung bezogen. Ein Flakkampftrupp, der hier — wie der Weidmann auf die vorbeiziehenden Wildsäue — auf die widerborstigen Sowjetpanzer wartete. Dem ehernen Wild fiel es aber zunächst nicht ein, zu erscheinen. Nach einem Artillerieüberfall, der das Dorf und den Höhenkamm abfegte, auf dem wir standen, herrschte nun seit Stunden eine fast unheimliche Ruhe. Trotz des leuchtenden Wintertages machten die Kanoniere ernste und lange Gesichter. Von den Männern, die an uns vorbei einem zahlenmäßig weit überlegenen Feind entgegenschritten, der sich im Angriffsschwung befand, war auch nichts anderes zu erwarten. Wie stand es überhaupt da vorne?

Der Kampftruppführer schickte mich mit einem Auftrag in das nahe Haus, auf das die Fernsprechkabel zuführten und an dessen Ecke ein schwarzes Täfelchen angebracht war, darauf man in weißen Buchstaben lesen konnte: „Batteriechef."

Ein junger Leutnant stand am Fernsprecher. Was er mit dem Stabsoffizier sprach, bezog sich unmittelbar auf unsere Lage. Und doch: ging es uns denn wirklich so nahe an, was dieser Artillerieleutnant lächelnd, mit Witzen gewürzt, an genauen Feststellungen und neuesten Meldungen weitergab? Die längst zerbrochenen und mit Papierklebestreifen geflickten Fenster klirrten von den Abschüssen der eigenen Batterie, die in geringer Entfernung am Hang unter dem Haus in Stellung war. — „Einschläge?", sagte der Leutnant lachend zu seinem Gesprächspartner. „Nein, das war nicht von der Konkurrenz! Unsere eigene Firma hat auch etwas zu bieten!" — Ein alter Obergefreiter trat ein. Der Leutnant unterbrach sein Gespräch einen Augenblick und sagte, mit dem Hörer auf die Fenster weisend: „Sag, Sepp, können wir sie heute noch einmal flicken oder müssen wir sie nun offen lassen?" Der Sepp ging nach außen und bastelte an den Scherben. Der Leutnant aber, der sein Gegenüber hatte warten lassen, als habe er ihm noch etwas sehr Wichtiges zu sagen, rief nun an das andere Ende der Strippe: „Hast du Post bekommen? Ich auch? Und Peter? — Ganz pfundig. Es lebe IMG."

Mit diesen Worten hängte er ein.

Schwer und würdevoll hing ein holzgeschnitzter Leuchter über dem Tisch. An den Wänden über den drei Feldbettstellen war eine Galerie edler Kunstdruckblätter angebracht. Die farbenprächtigen, auf grauem, gehämmertem Karton ruhenden Bildnisse adliger Männer und Frauen längst vergangener Zeiten schauten hier, wie sie die alten Meister malten, mit großen, sinnenden Augen in ein Reich zeitloser Schönheit und Menschlichkeit. In geringer Höhe über dem kleinen Tisch in der Ecke jedoch, an dem man auf einer schmalen Wandbank sitzen konnte und darauf ein roter Holzleuchter für mehrere Kerzen stand, leuchtenden die altvertrauten Bilder unserer Romantiker, die innigen Gedichte traumversponnener deutscher Heimat.

Wieder hörte ich den Leutnant mit der geheimnisvollen Buchstabendreieinigkeit IMG. sein Gespräch beziehen. — „Einige Panzer sind gemeldet", sagte er. „Sie haben soeben U. in der Richtung der Hochstraße dort oben verlassen." Damit deutete er durch das Fenster auf die Senke am fernen Hügelrand. Doch Sepp hatte gründliche Arbeit geleistet mit seiner Verkleisterung. „Wir wollen uns die Dinger einmal rasch ansehen", rief der Leutnant R. darum in raschem Impuls. „Zunächst ist nur einer zu sehen", sagte der junge Offizier gleichmütig und bestätigte dem Kampftruppführer, der dazu trat, daß die Biester für eine wirkungsvolle Bekämpfung noch zu weit entfernt seien.

Während des Gespräches zischte es dicht über das Dach der Hütte hinweg. „Eine Panzergranate" meinte der Leutnant. „Das Haus liegt sozusagen auf dem Präsentierteller", ergänzte er, „und sie haben schon manches liebe Mal ihre Künste daran versucht." Er griff nach einer Schießtabelle und erklärte mir den Streuungswinkel der Geschütze bei großen Entfernungen, der sozusagen unseren Sicherheitskoeffizienten darstelle. Da fauchte es schon ein zweites, drittes und viertes Mal über uns hinweg und schlug ohne allzu großen Lärm in das Schneefeld hinter dem Haus. Der Leutnant trat ans Telephon und meldete dem Stab, daß nun die Batteriebefehlsstelle von den auf der Hochstraße vorrückenden Panzern beschossen würde.

Wieder und wieder erschütterte das Störungs- und Planfeuer unserer Geschütze das Haus. Schnell brach die Nacht herein. Die beiden anderen Offiziere der Batterie kehrten zurück. Nach kurzem Lagebericht fragte der Leutnant den langgeschossenen Oberleutnant J.: „Hast du die Post mitgebracht?" Und als dieser triumphierend ein ganzes Paket von Briefen auf den Tisch warf: „Haben IMG. geschrieben?" — „Nur G.", lautete die Antwort. „So, werden wir uns rächen und alle drei in den nächsten Tagen nur G. schreiben." Nach diesem pathetischen Schwur zündete Leutnant R. die Kerzen an.

Nebenher und ohne viel Aufhebens davon zu machen, bediente der Batteriechef nun selbst den Feldfernsprecher, der ihm unablässig die Ereignisse im weiten Umkreis um das kleine Haus meldete und der ihn mit seinen Geschützen verband. Die Stille im Raum, ausströmend von den ihre Briefe lesenden Offizieren, war nicht zu stören. Lachend las man sich hier und da eine Stelle vor.

In nichts unterschied sich das Feldküchengericht, das nun aufgetragen wurde, von dem der Männer in den Bunkern. Noch in der gleichen Nacht wurde der wohlvorbereitete Stellungswechsel in aller Eile vollzogen, jedoch nicht ohne daß Sepp aufs gewissenhafteste die gesamte Einrichtung der Stube verpackt hatte. Als ich im letzten Augenblick noch einmal den Raum betrat, war es die trostlose Leere einer Panjehütte.

Vor 60 Jahren

Richard Wagners Heimgang

Venedig, Palazzo Vendramin, 13. Febr. 1883.

Der Meister ist heute nachmittag zwischen zwei und drei Uhr einem heftigen Anfall seines Herzleidens erlegen.

In den späten Abendstunden erreichte das Telegramm Bayreuth. Wie ein Anruf des Unfaßbaren traf die Kunde Wagners Stadt.

Vendramin

Wohl waren Wagners Worte bekannt geworden, die er nach der Uraufführung des Parsifal gesprochen: „Ich bin müde. Eine große Mattigkeit zwingt mich unverzüglich Erholung zu suchen." Doch hatte er ja in den festlich-schönen Räumen des herrlichen Bourbonen-Palastes Vendramin Ruhe von der lärmenden Welt gefunden. Immer seltener waren die Krämpfe gekommen, zusehends war seine Reizbarkeit geschwunden und eine gelassene Heiterkeit hatte die Wochen des venezianischen Herbstes erfüllt.

Noch am Vorabend des 13. Februar las Wagner mit den Seinen das deutsche Märchen Undine, das von jenen Wesen der Tiefe erzählt, die sich nach einer Seele sehnen. Seltsam ergriffen trat der Meister gegen elf Uhr zum Flügel und stimmte den Schluß des Rheingold an: „Traulich und treu ist's nur in der Tiefe; falsch ist und feig, was oben sich freut." — Ahnte der wissende Dichter des Unbewußten die Nähe des Todes? Es war der eigene Abschied vom Licht.

Am Morgen darauf sprach er zum Diener: „Heute muß ich mich in acht nehmen." Doch genoß er noch gemeinsam mit Frau Cosima das Frühstück und arbeitete hernach auf seinem Zimmer. Da er bis zum Mittagessen nicht gestört sein wollte, kam niemand zu ihm. Als er aber auf das Essen verzichtete, trat Frau Cosima ein. Doch Wagner schickte sie wieder hinweg, weil er seinen Krampfanfall allein durchkämpfen wollte.

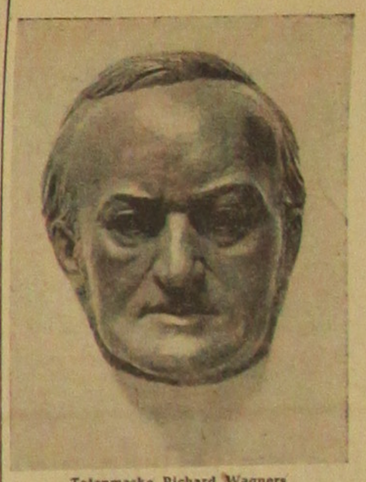
Plötzlich zog er die Glocke: „Meine Frau und den Doktor!" rief er der Kammerjungfer zu, die auf Geheiß Frau Wagners im Zimmer nebenan wartete. Schon eilte Frau Cosima zu ihm und umfaßte den Sinkenden, der sich erschöpft auf ein kleines Sofa niederließ. Noch wußte sie es nicht, daß ein Herzschlag den Meister hinweggerafft hatte. Da trat der Doktor herein und an seinem Verhalten erkannte sie, was geschehen war. In wortloser Betäubung sank sie vor dem Arzte nieder.

Heimkehr

Schon am folgenden Tage traf Adolf Groß, der vielbewährte Bayreuther Helfer Wahnfrieds in Venedig ein. Er veranlaßte die Abnahme der Totenmaske, die Einbalsamierung des toten Meisters; er regelte die Bestellung des Sarges, verhandelte mit den Behörden der Stadt und verwehrte unerwünschten Fragern den Zugang zu der Leidenden.

Als der prächtige Bronzesarkophag anlangte, der auf besonderen Wunsch Frau Cosimas mit einem Glasausschnitt versehen war, erfolgte die Einsargung. Nachdem der innere Glasverschluß über den Toten gelegt worden war, rief der Arzt Frau Wagner. In ihrer Gegenwart wurde der äußere Sarg verschlossen. Frau Cosima half selbst mit und nahm den Schlüssel des Sarges an sich.

Hernach trug man den Sarg durch den Saal, die breite Treppe des Palastes hinab zur Gondel, die auf dem Canale Grande des Toten harrte. Dann glitt das Fahrzeug mit dem Sarkophag die weite Wasserfläche entlang. Lautlos folgten ihm die schwarzgedeckten Gondeln, in denen Frau Cosima, Siegfried Wagner und seine Schwestern, Adolf und Marie Groß, Maler Joukowsky und Hans Richter dem Meister auf seiner letzten Fahrt in die Heimat folgten



Totenmaske Richard Wagners vom Münchner Bildhauer Schmidt-Dietfurt

Auf dem Bahnhofe brachte man den Sarkophag in einen schwarz ausgeschlagenen Totenwagen. Für die Familie des Meisters war ein Salonwagen bereitgestellt worden. Beide Wagen wurden an den um zwei Uhr wegfahrenden Schnellzug angeschlossen, der sie über Verona, Kufstein nach München leitete.

Hier erwarteten die Künstler in der Bahnhofshalle den toten Meister. Bei der Einfahrt des Zuges senkten sich Fahnen und Fackeln. Eine ungeheuere Volksmenge füllte die weite Halle: ein großer Festakt war geplant. Doch unterblieb auf Wunsch Frau Wagners jeder Gesang und jede Ehrung.

Totenwacht in Bayreuth

Auch nach Bayreuth war nochmals besondere Weisung ergangen. Man hatte hier nach den ersten Plänen die Bezirke Wahnfrieds für die Trauerfeier ausersehen. Da veranlaßte Adolf Groß die Änderung des ursprünglichen Planes. Man suchte nunmehr einen Teil des Bahnhofplatzes für die öffentliche Trauerfeier im Halbrund abzugrenzen. Hohe Masten wurden errichtet, die den weiten Raum umschlossen. Trauerfahnen wurden hochgezogen und von Mast zu Mast breite Florbänder gespannt. Sie trugen große Schilder, auf denen die Namen der Werke Wagners vermerkt waren. Gleichzeitig erbaute man an der Nordwestecke des Platzes eine Rednerbühne und schuf davor eine Estrade zur Niederlegung der Kränze.

Am Samstagabend, den 17. Februar, eine halbe Stunde vor Mitternacht, rollte der Sonderzug langsam auf dem Bayreuther Bahnhof ein. Der Bahnsteig war abgesperrt, doch umschlos-

ken Tausende die Schranken. Kein Sang ertönte, keine Rede begann. Ernstes, feierliches Schweigen grüßte den heimgekehrten Meister. Als Frau Cosima dem Zug entstieg, entblößten die Wartenden das Haupt. Die hohe, edle Gestalt, durch Schmerz und Krankheit tiefgebeugt, mußte beim Verlassen des Zuges gestützt und dann zu dem für sie vorgefahrenen Wagen der Stadt geleitet werden.

Nunmehr schritt Bürgermeister Muncker zum Totenwagen, ließ ihn öffnen, überzeugte sich von der Unversehrtheit des Wagens und verpflichtete dann die Feuerwehr der Stadt zur Totenwacht: „Feuerwehrmänner! Ihr habt dem Meister oft und gerne gedient, wenn er Euere Dienste angefordert hat. Von seiner Feuerwehr hat der Heimgegangene stets gesprochen, wenn er Euch erwähnte. Ich übergebe Euch nunmehr den Sarkophag unseres geliebten Wagner. Haltet treue Wacht!"

Die Trauerfeier

Schon am frühen Sonntagmorgen führten Bahnlinien und Straßen der Nähe und der Weite die Freunde Wagners nach Bayreuth. In den Straßen der Stadt brannten die umflorten Laternen, vom Festspielhaus und den Türmen der Kirchen wehten schwarze Fahnen. Gegen 4 Uhr nachmittags sammelten sich die Trauernden vor dem Bahnhofsplatze.

Als der Vertreter des Königs erschienen war, wurde der Sarkophag dem Wagen entnommen. Wagners Trauermusik der Götterdämmerung erklang. Nach der Aufbahrung fuhr der Trauerwagen zur Estrade vor der Rednerbühne. Bürgermeister Muncker grüßte im Namen der Stadt den heimgekehrten Meister: „Undank, schnöder Undank wäre es, wollte ich nicht auch heute bekennen, daß der Name unserer Stadt durch Wagner Weltgeltung gewonnen hat." Nach seiner Ansprache legten Abgesandte der Städte und Vereinigungen vor der Estrade Kränze und Blumen nieder. Hernach sprach Feustel als Vorsitzender des Verwaltungsrates der Festspiele zur Trauerversammlung. Seine Rede schloß mit einem Treuegelöbnis zum Werke von Bayreuth. Während der Bayreuther Liederkranz Wagners Trauerchor sang, den der Meister einst Karl Maria von Weber zu dessen Heimgang gewidmet hatte, regelten bereits Ordner den Abmarsch des Trauerzuges nach Wahnfried.

Trauerherolde eröffneten den Zug, das Musikkorps des 7. Infanterieregiments schloß sich an, Kranzträger und Wagen mit Kränzen folgten. Ein Viergespann zog den Trauerwagen mit dem schweren Sarkophag. Fackelträger begleiteten ihn. Freunde Wagners hielten die Enden des Bahrtuches. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten die Vertreter des Königs und anderer deutscher Fürsten. Ihnen reihten sich die Freunde des Hauses an, dann die Vertreter der Künstler, der Presse, der Offiziere und der Stadt. Dem Zuge kam entgegen der volle Chor der Glocken aller Türme. Eine tieferregte Menschenmenge wogte neben und hinter dem Zuge. Viele von ihnen weinten.

Wahnfried

Um 5 Uhr trifft der Trauerwagen vor dem schwarzverhängten Tore Wahnfrieds ein. Die weltberühmte Inschrift leuchtet auf: „Hier, wo mein Wähnen Frieden fand, Wahnfried sei dieses Haus von mir benannt." Ihr letzter, tiefster Sinn, er sollte sich heute erfüllen. Und mit ihm einer jener klaren Träume, den der Meister drei Jahre zuvor geträumt. Damals sah er im Traume seinen Sarg aus der Fremde kommen, den Rennweg emporgetragen, durch die Kastanienallee vor zur Gruft ... Noch verharren die Trauernden vor dem Tore Wahnfrieds. Jetzt wird der Sarg vom Wagen gehoben und auf die Bahre gestellt. Nur die Kränze des Königs und der Stadt legt man auf den Sarg, alle anderen Blumengaben bleiben zurück. Und auch der Trauerzug löst sich auf, da nur die nächsten Freunde des Entschlafenen zur Feier an der Gruft Einlaß erhalten.

Die Getreuen Wahnfrieds tragen den Sarg die Allee vor zum Wohnhause Wagners, dessen Fenster verhangen sind. In der Wegmitte kommen die Kinder des Meisters dem Trauergeleit entgegen. Sie knien dann auf der Marmorplatte vor dem offenen Grabe nieder zum stillen Gebet. Plötzlich nahen die beiden großen Hunde Wagners, drängen sich zur Gruft des toten Meisters und liebkosen stürmisch seine Kinder. Nach dem Willen Frau Cosimas spricht Dekan Caselmann nicht von Menschengröße und Menschenruhm: Er weiht die Stätte, tröstet die Trauernden, spendet den Segen und schließt mit einem Gebet.

Dann verlassen die Freunde den Garten Wahnfrieds. Nur die Kinder und ein kleiner Kreis bleiben schweigend an der Gruft zurück. Adolf und Marie Groß geleiten Frau Cosima aus dem Wohnzimmer zum Grabe des Meisters. Erst jetzt wird der Sarg in die Gruft gesenkt. Frau Cosima und die Kinder helfen. Dann verweilt Frau Wagner lange allein in der Gruft, die sich der Meister schon vor Jahren zur letzten Rast hatte bauen lassen. Die traulichtreue Tiefe, von der er so oft in ernsten Tagen an dieser Stätte gesprochen, — ihr war er nunmehr heimgegeben.

Leise rieselt der Schnee zwischen den Bäumen und Büschen des Parkes herab zum offenen Grab. Als sich die Schatten tiefer senken, schreiten die Kinder Wagners zur Gruft hinab und führen die Mutter in ihr Heim zurück.

Karl Meier Gesees.

Der Erfolg des Pflichtjahres

Von Dr. Else Vorwerck

Am 15. Februar 1938 hat Reichsmarschall Göring das Pflichtjahr für Mädchen angeordnet. Er bestimmte, daß jedes deutsche Mädel vor der Aufnahme einer Berufstätigkeit ein Jahr lang den Hausfrauen und Müttern in Stadt und Land helfen und sich dadurch selbst hauswirtschaftlich ertüchtigen und körperlich kräftigen sollte.

In den zurückliegenden fünf Jahren hat ein sehr großer Kreis Gelegenheit gehabt, persönliche Erfahrungen mit dem Pflichtjahr der weiblichen Jugend zu machen, nicht nur die Mädel selbst, auch die Väter und Mütter, die Bäuerinnen und die Hausfrauen in der Stadt, die Vermittlerinnen der Arbeitsämter, Berufsschullehrer und viel andere. Heute, fünf Jahre nach der Einführung, einen Gesamtüberblick über Arbeit und Auswirkung des Pflichtjahres zu erhalten, ist von besonderem Interesse.

Das Pflichtjahr war die erste Maßnahme, die sich im Sinne des hauswirtschaftlichen Einsatzes und der hauswirtschaftlichen Erziehung in einer solchen Breite an die Mädel wandte. Es sei gern zugegeben, daß man im Anfang manche Schwierigkeiten für die Durchführung sah. Waren doch weder Bäuerinnen noch städtische Hausfrauen in solch großer Zahl gewohnt, mit so jungen Schulabgängerinnen, um die es sich in der Vielzahl der Fälle handelte, zu arbeiten. Sie fürchteten nicht nur die hauswirtschaftliche Unerfahrenheit dieser 14- bis 16jährigen, sondern auch deren größere oder geringere innere Teilnahmslosigkeit. Und sicher gab es auch eine Zahl von Eltern, denen der Gedanke, ihre Tochter zur Arbeit in einen fremden Haushalt zu geben, zumindest völlig fern lag.

Ob aber eine Sache etwas taugt oder nicht, entscheidet am Ende der Erfolg. Die Erfahrungen aus den nunmehr fünf Jahrgängen mögen dafür den Beweis erbringen. Jährlich haben 220 000 bis 350 000 Mädel das Pflichtjahr abgeleistet, insgesamt etwa 1,5 Millionen. Sie haben fühlbar dazu beigetragen, unsere oft so überlasteten Bäuerinnen und Mütter zu entlasten. Oft haben sie sich geradezu als unentbehrliche Helferinnen in Haus und Hof erwiesen, und wieviel kleine Kinder haben ihr Herz an die jugendliche Betreuerin gehängt. Natürlich muß die Hausfrau die rechte Art haben, muß vorarbeiten und anleiten können und schließlich auch das nötige Verständnis und Geduld aufbringen. Aber welche rechte Mutter könnte das nicht.

Durchschnittlich 80 bis 90 Prozent aller Hausfrauen und Mädel waren im Pflichtjahr miteinander vollauf zufrieden. Zu diesem Erfolg trug unter anderem auch die Mitwirkung und gute Zusammenarbeit der betreuenden Stellen bei, Arbeitsamt, Deutsches Frauenwerk, Reichsnährstand, BDM., Deutsche Arbeitsfront und Berufsschule. Wesentlich war die rechte Auswahl der Haushalte und die kameradschaftliche Beratung der Mütter und Hausfrauen, die von den rund 25 000 ehrenamtlichen Vertrauensfrauen des Deutschen Frauenwerkes und des Reichsnährstandes, die selbst Hausfrauen sind, mit unermüdlichem Einsatz und viel Geschick und Verständnis durchgeführt wurden. Durchweg haben sich die Mädel in diesem Jahr körperlich gekräftigt. Wenn ein Mädel schreibt: „Zuerst war ich der Bäuerin zu schwach und jetzt will sie mich gar nicht mehr fortlassen, soviel habe ich geschafft! 12 Zentimeter bin ich gewachsen und 28 Pfund habe ich zugenommen", so ist das durchaus keine Ausnahme.

Diese körperliche Entwicklung ebenso wie die überall feststellbare charakterliche Bewährung während des Pflichtjahres kommen dem späteren Berufseinsatz besonders zustatten.

Als Erfolg ist zweifelsohne auch zu buchen, daß viele Pflichtjahrmädel — 8 bis 18 Prozent — sich auf die Dauer für einen haus- oder landwirtschaftlichen Beruf entschlossen haben. So haben also viele Bäuerinnen und Hausfrauen durch richtige Führung und Anleitung unbewußt einen Berufslenkungserfolg herbeigeführt, wie er durch alle Werbemethoden sonst nicht leicht erzielt werden kann. Aber auch für Mädel, die einem anderen Beruf nachgehen, bedeutet die hauswirtschaftliche Ertüchtigung während des Pflichtjahres einen großen Gewinn. Sowohl als Berufstätige wie auch später als selbständige Hausfrauen haben sie Nutzen von diesem Können.

Gewiß war im Kriege die Aufgabe nicht immer leicht. Es sei darum hier einmal der tatkräftige Einsatz der Mädel in den Haushalten in Stadt und Land besonders herausgestellt, andererseits auch die erzieherische Leistung der Bäuerinnen und Hausfrauen an der weiblichen Jugend anerkannt.

Künftig wird dem Pflichtjahrmädel in der Familie mit Kindern eine noch größere Aufgabe zufallen, weil viele bisher im Haushalt mittätige Familienangehörige dann einen Arbeitsplatz in der Kriegswirtschaft bekleiden werden. Außerdem hat die Mutter, die ihr Mädel ins Pflichtjahr gibt und selbst eine Arbeit aufnimmt, die Gewähr dafür, daß ihre Tochter im Pflichtjahrhaushalt gut aufgehoben ist, dort auch unter dem notwendigen erzieherischen Einfluß steht und eine gründliche hauswirtschaftliche Ausbildung erfährt, für die sie selbst neben der Berufsarbeit vielleicht nicht mehr die Zeit finden würde.

Der deutsche Familienhaushalt in Stadt und Land hat sich in diesen fünf Jahren als Arbeits- und Erziehungsstätte bewährt, und damit das Vertrauen, das der Reichsmarschall durch seine Anordnung den Hausfrauen entgegenbrachte, gerechtfertigt.

Wer will zum weiblichen Arbeitsdienst?

Berlin, 11. Februar

Die Reichsarbeitsdienstleitung gibt bekannt, daß Meldungen von Freiwilligen für den Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend für die Einberufung zum April 1943 nur noch bis zum 1. 3. 1943 bei den Lagergruppen, Bezirken oder RAD.-Meldeämtern erfolgen können.

Führeranwärterinnen können weiterhin zu jedem Ersten eines Monats eingestellt werden.

Die neue Wochenschau

Wer sich zwei oder drei Jahre zurückerinnert und einen filmischen Wochenbericht von damals mit heute vergleicht, wird zu der Erkenntnis gelangen, daß sich trotz Beibehalt aller Grundelemente doch das Geistige im Optischen gewandelt, verstärkt hat. Die Wochenschau von heute ist noch mehr als damals zum Ausdruck der erfüllenden Entschlossenheit, zum Beispiel der Gemeinsamkeit von Front und Heimat geworden. Waren die Bilder von Frankreich, Norwegen oder dem Balkan Kunde und Bericht, so sind die Aufnahmen vom Osten jetzt Appell der Gesinnung und Aufruf. Der Inhalt ist im ganzen der gleiche geblieben, der Gehalt hat sich verdichtet. Das seelische Erleben, die geistige Substanz steht im Vordergrund, das äußere Geschehen, das Ereignis, das in der ersten Zeit des Krieges noch das Gewicht der Wochenschau ausmachte, ist zur plastischen Formulierung der seelischen Werte unserer Nation geworden.

Mit dieser kurzen Betrachtung haben wir nun zwar keine „Besprechung" des neuesten Materials unserer PK.-Männer gegeben. Das ist auch nicht erforderlich. Die Aufnahmen sprechen für sich, ob sie nun durch die Darstellung der Kundgebungen in einem Panzerwerk während einer Rede von Dr. Goebbels die Geschlossenheit und Identität der politischen und militärischen Führung mit dem entschlossenen Willen des Volkes wiedergeben, ob sie einen Blick in den gewaltigen Aufbau von neuen Rüstungswerken unter der Leitung von Reichsminister Speer zulassen, ob sie den hartnäckigen Kampf von Heer und Luftwaffe in Tunesien aufzeigen oder ob sie dem heldischen Epos an der Ostfront eine neue Strophe anfügen.

Es scheint uns wesentlicher zu sein, wie die Wochenschau betrachtet wird, als daß sie überhaupt gesehen wird. Die Heimat sucht im filmischen Bericht von der Front keine Sensationen, sondern betrachtet ihn als Quell der Kraft und Ansporn des eigenen Leistungswillens, so wie sie selbst besessen ist, durch härtesten Arbeitseinsatz der kämpfenden Truppe neue Kraft zufließen zu lassen.

Willi Koerbel

Volkswirtschaft und Sozialpolitik

Gemeinschaftshilfe der Wirtschaft

Die „Verordnung über Gemeinschaftshilfe der Wirtschaft" vom 19. Februar 1940 erhält in diesen Wochen erst ihre volle Bedeutung. Bisher hat sie eigentlich nur im Bereich der Industrie ihre segensreiche Tätigkeit ausgeübt und durch die Hilfe der Gemeinschaft die Erhaltung der stillgelegten Unternehmen gesichert. Die Wirtschaftsgruppen der Industrie haben vom Jahre 1940 an in der Form einer Umlage die für die Gemeinschaftshilfe notwendigen Mittel aufgebracht. Im Nährstandsbereich hatte die Gemeinschaftshilfe zunächst nicht die Bedeutung wie bei der Industrie. Im Laufe des Krieges haben aber immer mehr Hauptvereinigungen als die Träger der Gemeinschaftshilfe für die Erhaltung der stillgelegten Unternehmen ihres Bereichs durch eine Umlageordnung die erforderlichen Beträge eingezogen. Als letzte Hauptvereinigung hat soeben die Hauptvereinigung der Deutschen Gartenbauwirtschaft im Verkündungsblatt des Reichsnährstandes vom 6. Februar 1943 ihre Umlageordnung für 1942 bekanntgegeben. Die Beihilfen, die bisher im Nährstandsbereich insgesamt gezahlt wurden, bleiben hinter der Summe der Beihilfen im industriellen Bereich der Wirtschaft weit zurück.

Im Handwerk und im Gaststättengewerbe gibt es zwar schon seit Jahren eine Gemeinschaftshilfe und eine entsprechende Umlage, doch war die Summe der bisher geleisteten Beihilfen sehr niedrig. Die Zahl der Stillegungen war weder im Handwerk noch bei den Gaststätten sehr hoch. Die Beihilfen dürften demnächst aber sehr erheblich steigen, vor allem im Bereich der Wirtschaftsgruppe Gaststätten. Aber auch im Handwerk wird die Stillegung die Beihilfensumme erhöhen. Damit werden auch die Umlagen anwachsen, nicht so sehr zunächst beim Handwerk, das noch Reserven hat. Der Handel, der bislang ganz außerhalb der Gemeinschaftshilfe stand, wird nun eine Art Gemeinschaftshilfe einrichten und die noch offen bleibenden Geschäfte zu einer Umlage heranziehen.

Ähnlich wie beim Handel ist es im Bereich der Reichskulturkammer. Eine Gemeinschaftshilfe und eine besondere Umlage gibt es hier noch nicht. Beihilfen für stillgelegte Unternehmen der Mitglieder wurden bisher von Fall zu Fall erledigt. Wenn jetzt z. B. durch die Stillegung zahlreicher Buchhandlungen und Antiquitätengeschäfte sich die Zahl der Beihilfefälle erhöht, dann wird auch hier eine besondere Ordnung für die Beihilfe und die Umlage eingeführt werden. Über die Form dieser Ordnung finden zur Zeit Beratungen statt.

Der Grundsatz der gegenseitigen Hilfe, der für die Gemeinschaftshilfe gilt, ist so weit ausgebildet, daß auch diejenigen Gewerbezweige mit einer Umlage zur Gemeinschaftshilfe beitragen, die im eigenen Bereich keine Beihilfen zu zahlen haben. Es sind das die Banken und Versicherungen. Sie steuern zu einem Ausgleichsfonds bei, der bei der Reichswirtschaftskammer geführt wird. Beide Gewerbezweige werden auch in Zukunft vornehmlich zum Ausgleichsfonds beisteuern, denn es wird sich hier nur um Zusammenlegung von Niederlassungen und um die Einstellung einzelner Geschäftsstellen eines Unternehmens handeln. So erfaßt die Gemeinschaftshilfe, zunächst beschränkt auf nur einen Teil der Wirtschaft, nunmehr alle Wirtschaftszweige und ist im Zeichen des totalen Krieges eine Gemeinschaftsleistung der ganzen Wirtschaft für die stillgelegten Betriebe.

Mietbeihilfe bei geschlossenen Geschäften

Wie wir von der Fachgruppe Einzelhandel erfahren, wird zur Sicherung der Mietkosten bei geschlossenen Einzelhandelsläden — und dasselbe trifft auch für Handwerksbetriebe in Läden zu — eine Mietbeihilfe nach dem Erlaß vom 8. 1. 1943 gewährt werden, wonach vom Tage der Antragstellung an 80 v. H. der vertraglichen Miete oder Pacht als staatliche Beihilfe gezahlt werden. Wegen der restlichen 20 v. H., die zur Zeit durch Inanspruchnahme des Vertragshilfeverfahrens gedeckt werden müssen, dürfte in nächster Zeit eine weitere Regelung erfolgen, so daß also das Vertragshilfeverfahren, falls Mieter und Vermieter sich nicht freiwillig über die restlichen 20 v. H. einigen können, nicht mehr nötig wäre.

Ein sehr großer Teil der stillgelegten Geschäfte hat nun anschließend Wohnräume, in denen der Geschäftsinhaber mit seiner Familie wohnt. Die Mietkosten dieser Wohnung fallen selbstverständlich nicht unter die Mietbeihilfe, sondern lediglich die für das Geschäftslokal, so daß für den Regelfall der durch den Erlaß vom 8. 1. 1943 nicht gedeckte Anteil von 20 v. H. nicht sehr hoch sein wird.

Arbeitskräfte aus der Holzwirtschaft in kriegswichtigem Einsatz

Der Reichsforstmeister hat in einem Erlaß an die Reichsverteidigungskommissare die Forst- und Holzwirtschaftsämter gemäß der Verordnung zur Freimachung von Arbeitskräften für kriegswichtigen Einsatz vom 29. 1. 43 angewiesen, die holzwirtschaftlichen Betriebe seiner Zuständigkeit (Bearbeiter-, Verteiler- und Verarbeiterbetriebe) zu überprüfen und, soweit sie nicht für die Zwecke der Reichsverteidigung, der Deckung des lebenswichtigen Bedarfes der gewerblichen Wirtschaft und der Landwirtschaft notwendig sind, zu schließen.

Die besondere Struktur der Holzwirtschaft gestattet es nicht, ein allgemein gültiges Verfahren vorzuschreiben. Wie vorgegangen werden soll, wird jeweils von der besonderen Eigenart der betreuten Gebiete abhängen. Um das gesteckte Ziel jedoch in kürzester Frist zu erreichen, wird es zweckmäßig sein, soweit keine Unterlagen schon vorliegen, sich Vorschläge durch die örtlichen Stellen (fachliche Organisation der gewerblichen Wirtschaft, Kreiswirtschaftsberater, Kreisobmann der DAF., Arbeitsamt, Landrat, Beauftragter für Forst- und Holzwirtschaft) machen zu lassen. Das Forst- und Holzwirtschaftsamt entscheidet dann im Benehmen mit dem Landesamt und den Parteidienststellen.

Bei allen Maßnahmen muß leitender Gesichtspunkt sein, ein Absinken der Erzeugung zu vermeiden. Auch der Handel und das Maklergewerbe wird einer Prüfung unterzogen, inwieweit sich durch sinnvolleren Einsatz Kräfte freimachen lassen. Die Verwertung der Vorräte geschlossener Betriebe ist durch die Anordnung über die Verwertung von Waren geschlossener Betriebe vom 23. 1. 43 geregelt. Die durchzuführenden Maßnahmen sind bis zum 15. 4. 43 abzuschließen.

Keine vorzeitige Arbeitsaufgabe bei Einberufung

Nach einer Mitteilung der Arbeitsrechtskartei wendet sich der Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz gegen die vorzeitige Niederlegung der Arbeit durch Gefolgschaftsmitglieder, die einen Einberufungsbefehl erhalten haben. Hier sei in einzelnen Fällen mit der Arbeit aufgehört worden, obwohl noch acht Tage und mehr zwischen dem Tag der Zustellung und dem Dienstantritt lagen. Bei der gespannten Arbeitseinsatzlage müsse zur Aufrechterhaltung der Steigerung der bisherigen Produktion auch in solchen Fällen genaueste Einhaltung der durch das Arbeitsverhältnis begründeten Pflichten verlangt werden. Andererseits müßten selbstverständlich die Gefolgschaftsmitglieder die erforderliche Freizeit zur Erledigung ihrer persönlichen Angelegenheiten vor dem Einrücken zur Wehrmacht erhalten.

Aufhebung von Mindestabnahmeverpflichtungen im Stromverbrauch

Der Reichslastverteiler (Reichsstelle für Elektrizitätswirtschaft) gibt bekannt:

Bei einer Reihe von Elektrizitätsversorgungsunternehmen im Reich bestehen Tarife für Haushaltungs- und Gewerbeabnehmer mit gegenüber den normalen Tarifen gesenkten Arbeitspreisen, nach denen den Beziehern sogenannte Mindestabnahmeverpflichtungen auferlegt sind, d. h. die Verbraucher, die Strom nach diesen billigeren Tarifen beziehen, müssen sich verpflichten, gewisse festgelegte Mindestmengen an Kilowattstunden auch dann zu bezahlen, wenn sie diese nicht verbraucht haben. In normalen Zeiten werden Stromabnehmer, deren Verbrauch nach einem solchen Tarif abgerechnet wird, darauf achten, daß sie die in Rechnung gestellten Kilowattstunden auch verbraucht haben.

In der gegenwärtigen Zeit ist jedoch jeder einzelne zur größtmöglichen Einsparung von Energie aufgerufen worden. Derartige Mindestabnahmeverpflichtungen würden dem Sparwillen der Abnehmer im Wege stehen. Der Reichskommissar für die Preisbildung hat daher die Aufhebung dieser Mindestabnahmeverpflichtungen für die Dauer des Krieges verfügt.

Verschiedene Feststellungen geben Veranlassung, alle in Betracht kommenden Stromverbraucher auf diese Aufhebung der Mindestabnahmeverpflichtungen hinzuweisen und die Aufforderung daranzuknüpfen, daß auch diese Abnehmer ihren Stromverbrauch auf das geringstmögliche Maß beschränken.

Berufserziehung im Kriege

Ein Leistungsbericht der gewerblichen Wirtschaft

Wie aus zwei Schreiben der Reichswirtschaftskammer über die Facharbeiter- und Kaufmannsgehilfenprüfungen des Jahres 1941 hervorgeht, sind 230 000 gewerbliche und kaufmännische Lehrlinge von den Industrie- und Handelskammern geprüft worden. 90 Prozent der kaufmännischen und etwa 95 Prozent der gewerblichen Lehrlinge haben sich der Abschlußprüfung unterzogen, wobei die Prüfungsleistungen trotz der erheblichen kriegsbedingten Schwierigkeiten als durchaus befriedigend anzusehen sind. 88 Prozent der kaufmännischen und 91 Prozent der gewerblichen Lehrlinge haben die Prüfungen bestanden. In dem Einsatz von 15 000 Prüfungsausschüssen mit 48 000 Prüfern aus allen Zweigen der Wirtschaft und den Berufsschulen ist unter der zusammenfassenden Lenkung der Industrie- und Handelskammern eine Leistung vollbracht worden, der gerade im Rahmen der Kriegswirtschaft eine besondere Bedeutung zukommt.

Postversand nach Frankreich

Häufig werden Postpakete nach Frankreich auf den Weg gebracht, ohne daß feststeht, daß die für die Verzollung notwendigen Papiere beim Empfänger vorhanden sind. Anscheinend sind noch viele Firmen der Ansicht, daß für Postpakete Einfuhrbewilligungen nicht benötigt werden. Wir machen deshalb darauf aufmerksam, daß nur folgende Arten von Postsendungen von der Beibringung einer Einfuhrbewilligung befreit sind:

1. Sendungen ohne Handelscharakter, die von Privatpersonen an Privatpersonen gerichtet sind, unter Ausschluß mehrfacher Sendungen durch ein und dieselbe Person oder an ein und denselben Empfänger;
2. Warenmuster mit oder ohne Handelswert;
3. Gepäck von Reisenden, Kleider, Gegenstände des persönlichen Bedarfs usw., die zollfrei oder nicht zollfrei zugelassen werden;
4. Zeitungen, Zeitschriften, Bücher in französischer oder ausländischer Sprache, gedruckte Noten und Wochenschaufilme unter dem Vorbehalt, daß für Einfuhren, deren Wert durch Vermittlung der Verrechnungsstelle beglichen wird, eine Zahlungsübereinkunft zwischen den Einführern und dieser Stelle getroffen und der Zollverwaltung mitgeteilt worden ist.

Für alle Sendungen ist es notwendig, daß die Einfuhrfirma sich rechtzeitig beim zuständigen Staatssekretariat die Einfuhrbewilligung beschafft. Die Absender tun gut daran, sich vor Versand beim Empfänger über das Vorliegen der Einfuhrbewilligungen zu erkundigen.

Anordnungen

Handelsspannen bei deutschem Wermutwein. Beim Verkauf von inländischem Wermutwein sind vom Preiskommissar die Handelsspannen neu geregelt worden. Von den Großverteilern dürfen für Lieferungen an Einzelhändler beim Einkauf im Faß und ebensolcher Abgabe sowie beim Einkauf in Flaschen und bei Abgabe in Flaschen 30 Prozent, beim Einkauf im Faß und Abgabe in Flaschen 40 Prozent auf den Einstandspreis aufgeschlagen werden. Von den Ladengeschäften und offenen Verkaufsstellen sind für den Verkauf ab Faß oder in Flaschen 30 Prozent des Einstandspreises zulässig, zur Abgeltung der Kosten für Abfüllung usw. dürfen 0,15 RM. bzw. 0,12 RM. bzw. 0,10 RM. je nach Größe der Flasche aufgeschlagen werden.

Lieferung von Obst- und Gemüsekonserven an Großverbraucher. Bei geschlossener Abnahme bis 5000 vollen Konservendosen von Hotels oder Gaststätten konnten bisher neben den gesetzlichen Preisen noch 1 Prozent zusätzlich von den Herstellerfirmen in Anrechnung gebracht werden. Der Preiskommissar hat diesen Sonderzuschlag gestrichen, da die Voraussetzungen hierfür (höhere Verkaufsspesen usw.) nicht mehr gegeben sind.

Lohnzuschlag für die Schlechtwetterregelung in der Bauwirtschaft. Auf Grund der Tarifordnung zur Regelung der Arbeitsverhältnisse in der Bauwirtschaft bei ungünstiger Witterung im Winter 1942/43 wird angeordnet, daß zur Abgeltung der hiermit verbundenen baren Auslagen ein Zuschlagsatz von 20 Prozent der erstatteten Lohnsumme berechnet werden darf.

Die Börsen am Donnerstag

Berlin, 11. Febr. An der Berliner Börse standen am Donnerstag die im Rahmen der restlosen Ausrichtung der Wirtschaft auf die Kriegserfordernisse auch für den Aktienverkehr getroffenen Maßnahmen weiterhin im Vordergrunde der Erörterungen. Das Geschäft beschränkte sich wiederum auf den Kassamarkt, zumal bekanntlich der variable Verkehr mit Wirkung vom 13. d. M. eingestellt wird. Bei der Eröffnung des Börsenhandels kam es daher nur in der Reichsaltbesitzanleihe zu einer Kursbildung, die sich auf $172^{1}/_{8}$ gegen $172^{7}/_{8}$ am Vortage stellte. Valuten blieben unverändert.

München, 11. Februar. Bei weiterhin unveränderter Gesamthaltung bleiben die Umsätze auf einige wenige Werte beschränkt. Die Schwankungswerte konnten neuerlich nur zum Kassakurs notiert werden, wobei sich gegen den Vortag keinerlei Veränderungen einstellten. Umsatzmäßig ist wiederum nichts zu berichten. Das gleiche gilt von den Kassaarbitragewerten. Von den nur zu Kassakursen gehandelten Papieren konnte sich in der Versicherungsgruppe einiges Geschäft anbahnen, wobei Allianz Verein führend blieben. Kleinere Abschlüsse wurden in alten Münchner Rückversicherung getätigt. Die gestern angebotenen Allianz Leben wurden offenbar aus dem Markt genommen und der Kurs „bg" gesetzt. Im übrigen änderten sich die Kurse nicht. Von den anderen Gruppen sind keinerlei Kursveränderungen zu berichten.

Die große Ordnung

Ein Roman vom Niederrhein

Von Annemarie Fromme-Bechem

44 Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, Verfilmung, Rundfunkübertragung, vorbehalten. Copyright 1942 bei Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München-Berlin.

Droben auf dem Chor untermalte die alte Orgel demütig die zitternde Furcht vor dem Herrn, der den Sündern nahe ist. Wir sind allzumal Sünder! Karl Heger forderte das Schuldbekenntnis. Die Augen senkten sich, suchten über Holzbank und Gesangbuch Einkehr in sich selbst und konnten doch nicht verhindern, daß sie ausglitten am Kleid der Nachbarin oder am schönknaufigen Stock des Nachbarn. Ja, die Sünde war groß! Nur ein Gesicht blieb unverrückt der Höhe zugewandt. Maline Hegers Augen waren abseits der Worte vorn am Altar, aber sie standen voll Bereitschaft für die Gnade, die sich aus dieser Stunde verströmen mußte.

Hermann ter Brüggen umfaßte mit jedem Atemzug das Mädchen, das er einmal im Nebel an sich zog, weil er und die Fabrik es brauchten. Der kühle Verstand hatte es in den Plan für die Fabrik mit eingerechnet, weil der Mensch Hermann ter Brüggen die Fabrik bedeutete. Maline Heger aber war nicht die Fabrik trotz all ihrer Bemühungen. Der Mann dachte an den Morgen mit der Eröffnung der Ausstellung, da er vor des Mädchens Bildern gestanden hatte, vor jenem Bild „Der erste Tag", das aus dem Schöpferdrang der Natur geboren war.

„Und wie ein Vater sich über seine Kinder erbarmet, so erbarmt sich der Herr über die, so ihn fürchten!" Karl Heger leitete zur Gnade über.

Wie ein Vater! Hermann ter Brüggens Blick war versunken in das Farbspiel Maline Heger, das sich selbst nicht bewußt, in diesen Stunden sich offenbarte. Es wurde nicht überselig an der Seite des Vaters. Es war der Auftrag des Schöpfers, auch Schöpfer zu sein, Tat und Leben zu schaffen, ohne Absicht und Grenzen wie die Natur. Wesenlos hörte Hermann ter Brüggen die Orgel wieder anklingen zum halb gemurmelten „Herr erbarme dich unser", Maline Hegers Lippen blieben stumm. Aber die Augen flehten an den Stützen des Gewölbes hinauf um die Möglichkeit ewigen Schaffens aus der Kraft des eigenen Blutes.

Sie ist von der Farbe erfüllt wie ich von der Fabrik! Ter Brüggen überhörte hinter sich das Schluchzen erregter Seelen, die nicht wagten, die hohe Stunde in Freude zu erleben und vor des Schöpfers niederneigender Nähe vernichtet zu Boden sanken. Nur geht sie ihren Weg ohne Wissen und ich in klarer Erkenntnis! Des Mannes Hände lagen unbeabsichtigt gefalten über dem Gesangbuch. Maline, Maline Heger, wir sind gleich, aus einem Blut hervorgegangen und doch so verschieden, daß wir endgültig ergänzend ineinanderfließen könnten, zur Vollendung all unseres Schöpfungswillens, zur Harmonie unserer selbst.

Durch die Stille glitt das heisere Husten einer kranken Brust. Ein Weber verschluckte den Laut angstvoll immer wieder in sich hinein und machte ihn im Ersticken noch geräuschvoller.

Minna ter Brüggens Hand legte sich auf die des Mannes neben sich, zog ihn auf die Bank hinab. Die Gemeinde saß schon längst. Minna! In der Erkenntnis Maline Hegers schmolz Hermann ter Brüggens Kälte zu prasselnder Glut um. Durch die halb offene Kirchentür klang aus der Ferne das träge Rauschen des fast stehenden Stromes. Der Strom! Einmal hatte er sich ihm gefügt, war sinnenlos vor ihm geworden, als die Meinung die Folgerung aus öffentlichem Kuß forderte.

Um den Mann blätterten sachlich die Gesangbücher. Die Orgel gab den Ton. Zaghaft glitt der Gesang durch den hohen Raum, in den durch die Türen dumpf murrend das erste Donnern klang.

Hermann ter Brüggen saß wortlos zwischen den anderen. Um ihn brannte die Sündenhöhle des Liedes als Hölle. Er erschien sich verstoßen wie das Mädchen vor ihm, das zwischen den Fingern das Gesangbuch bewegte, ohne den Lippen einen Laut abzuzwingen. Des Mannes Augen waren bei Maline Heger. Sündenhöhle, Hölle! Er machte eine verachtende Handbewegung. Er war stark genug, sich seinen Himmel zu erkämpfen.

Das Grollen aufsteigenden Gewitters wurde bedrohlicher. Doch drinnen in der Kirche achtete keiner darauf. Karl Heger hielt vorn am Altar die Hände gefaltet über Brot und Wein, in denen die Gnade ewigen Lebens bereit war. Sein Blick aber blieb nicht bei den Mitteln der Gnade. Sie wühlten die Dinge vor der Gnade auf. In den ersten Reihen wuchs stolz die Mauer der Familien am Markt auf. Wie unfehlbar trotz der zur Schau getragenen Reue starrten sie in schwarzen Kleidern und Röcken vor dem Altar. Weiter hinten rückten die Weber eng zusammen, da Karl Heger vom Bösen sprach, das unter vielerlei Gestalt in die Welt gekommen sei. „In diesen Jahren aber ist es auferstanden mitten zwischen uns als seelenloses Ding, das Lebenskraft vortäuscht. Wer der Maschine sein Leben verschreibt, der ist ihr Sklave, und seine Seele wird zur Maschine, weiß nicht mehr, was gut und böse ist, sondern nur noch, wie einzelne Teile sich sorgfältig ineinanderfügen. Die Gnade des Herrn aber ist unberechenbar. Sie steigt herauf über die Guten, aber auch über die Sünder, die Buße tun."

Karl Heger suchte durch das Dämmern des Kirchenschiffs. Von der Eingangstüre her tat sich ein Windstoß auf, der verblätterte in vielen Gesangbüchern das aufgeschlagene Lied. Der Pfarrers Augen wurden eng, als sie denen Hermann ter Brüggens begegneten. Was wollte der Sünder am Tisch der Begnadeten? Lebte er nicht im Ehebruch? Doch der Herr war auch den großen Ehebrechern gnädig. Der Mann am Altar versuchte, die kurze Gestalt vergeblich in das Überhöhte des Raumes hineinzuheben. Ja, Einkehr und Reue war den Sündern nötig, auch in dieser Stadt, wo die Sünde schon öffentliches Ärgernis erregte. „Denn wer das Weib oder den Mann eines anderen begehrte, der ist zum Sünder geworden. Und wer das eigene Weib verläßt und hängt der Schamlosigkeit an, der ist unter die Sünder gerechnet." Karl Heger richtete und zog ohne Nennung der Namen die ihm Schuldigen vor das öffentliche Gericht der Stadt. Die Mauern in den vorderen Reihen saßen unerschütterlich. Hermann ter Brüggen sah keinen Stein in ihr bröckeln. In den hinteren Reihen entstand Bewegung. „Des Herrn ter Brüggens Privatleben ist zum öffentlichen Ärgernis geworden." Die Stimme tauchte aus dem Schatten der hohen Säulen auf. Die Heiligkeit des Ortes verbot eine Gegenrede. Die Worte konnten ungehindert ihren Umlauf nehmen.

Matthes Schneider saß mit zusammengepreßten Fäusten da, während seine Augen dem Kern des Schattens nachspürten. Er traute der Stimme aus dem Halblicht nicht mehr. Heinrich Müller saß, das Gesicht lauschend vorgeschoben, zwischen den kleinen Leuten und Webern der Stadt. Er wartete auf das Stichwort, das ihm eines Tages zufallen würde, um die Familien am Markt zu zerstören. Hatte die Schwester recht, die ihn glauben machen wollte, der Pfarrer Karl Heger würde es ihm ansagen?

Die kleinen Leute trugen das Urteil schaudernd im Herzen. Denn Karl Heger sprach öffentlich Gericht über all die, denen die Ehe kein Sakrament mehr sei. „Der Herr wird über sie fahren, daß sie Huren und Buhlen vergessen. Denn seine Gnade ist fern von ihnen."

Die Schwüle der Pfarrkirche stieg bis ins Unerträgliche, das Tageslicht versank völlig im Dunkel. Nur vorn am Altar flammte zwischen Kelch und Brot starr und weiß das Licht der Kerzen. Draußen wuchsen über den Himmel diesseits des Stromes schwefelgelbe Ungeheuer, die jeder Klarheit den Weg verlegten. In ihrem Ineinanderschieben stand verhalten das Geschehen kommender Stunden auf. Im Kirchenschiff erstickte der Laut jedes Atmens in der Ahnung des Bevorstehenden. Nur Maline Heger war dem allen entrückt, da sie im Dunkelwerden des Gewölbes ungeahnten Farbwechsel heranziehen sah. Vor dem Altar legte Karl Heger jetzt die Hände ineinander, ließ die vor ihm in Reue erstarrten Seelen niederknien. „Allmächtiger Gott, barmherziger Vater! Ich armer, elender, sündiger Mensch bekenne Dir all meine Sünden!"

Hermann ter Brüggen wollte sich nicht beugen mit den anderen. Aber die Vorgänge schritten über ihn hinweg. In das atemlose Schweigen innerer Zerknirschung fuhr durch ein hochgelegenes Fenster ein Windstoß, der das gewaltige Schauspiel aufrüttelnd in den Raum hineinschleuderte, das sich am Strom vorbereitete. Keiner hörte es. Denn „Es ist alles bereit!" Karl Heger sprach die alte Formel, aber nicht mit der gewohnten Abgriffenheit, sondern mit einem inneren Lauern und Beschleichen, die etwas anderes erwarteten als das Althergebrachte.

Es ist alles bereit! Maline Hegers Augen fielen aus der Höhe der Säulen und Pfeiler in die Tiefe des Raumes zurück. Oben zwischen den Gewölbespannungen wanderte ruhelos der ewige Hochtag, hier unten legte sich, bedachtsam bekannt, der Alltag um die greifbaren Dinge. Die Gemeinde begleitete andachtsvoll das leise, fast zage Orgelspiel.

Maline Hegers Hände lagen offen im Schoß, bereit, sich füllen zu lassen. Von der Predigt hatte sie nichts mehr denn Wortfetzen an sich vorüberziehen lassen, fern und wesenlos. Sie verstand nicht, was alles bereit war.

Des Mädchens Lippen formten den Gesang der Gemeinde nach. Vorn am Altar stand, wie alljährlich, als erste die hohe, massige Gestalt des Bürgermeisters Peter Heger, um mit der geborenen Dittmar das würdige Beispiel für alle zu geben. Peter Hegers fleischiges Gesicht zeigte zwischen den Falten der Reue und Zerknirschung vor der Allmacht das Selbstbewußtsein der eigenen Macht, während die Frau an seiner Seite in zitternder Hand das Taschentuch trug, um die Tränen verzweifelter Zerknirschung sich nicht auf das Kleid ergießen zu lassen.

Die Weber in den hinteren Reihen erstarrten in Andacht vor der prächtig zur Schau getragenen Buße, die Gnade erwartete. Die Stimme aus dem Halbdunkel der Säulen wurde echolos, ertrank in sich selber.

„Kommt, es ist alles bereit!" Karl Hegers Hände erhoben sich in erneuter Aufforderung den Bänken entgegen. Schwer fegten die dunklen, weiten Röcke über den Boden, auf dem die Augen in anerzogener Frömmigkeit zerknirscht Vergebung suchten. Nur einmal schlug zwischen das verhaltene Füßescharren ein anderer Klang. Das war, als Annette Hegers Stock sich auf den Altar zu in Bewegung setzte. Unter der Haube bewegten sich die altmodischen wohlgedrehten Locken, die das stille Altfrauengesicht umspielten. Annette Hegers Augen suchten nicht am Boden, sie waren dem Kelch und dem Brot zugewandt, den ewigen Erinnerungsmalen, deren Sinnbild Kraft und Erhaltung des Lebens bedeuteten.

Maline Heger sah die Ahne nicht zittern, als sie Brot und Wein nahm wie jedes Jahr an diesem Abend, doch in einer besonderen Bedeutung. Denn ging nicht der Wandel der Zeit durch die Stadt, und er würde neben dem Schadhaften nicht auch das Heilige zu Fall bringen, wenn nicht die, die starken Herzens waren, sich über den Alltag hinaus für das Heilige offen bekannten? Das Mädchen, das, gemieden von den anderen, in einer Ecke der Bank saß, hielt die Hände noch immer geöffnet. Das Leben hatte erst wenige Tropfen hineingeschüttet, sie waren leer noch für Fülle und Überfluß.

Durch den Gang zwischen den Bänken rührte sich von draußen ein quirlender Wind. Aber er kam nur bis zu den hinteren Reihen, verwirbelte sich zwischen den Armutskleidern der kleinen Leute und Weber und war nicht mehr als ein Luftzug, als er bis an die Stufen des Altars vorstieß. Maline Heger fühlte ihn in der dumpfen Schwüle, die selbst das sonst so kellerkühle Kirchenschiff bis in den letzten Winkel erfüllte, an ihren Röcken zerren. Der Wind war nicht frisch, sondern voll der drückenden Gewitterangst, die draußen das Land zudeckte. Wie von unsichtbaren Fäusten zurückgehalten, kämpfte das Mädchen sich gegen den Altar vor, an dem für einen nach dem anderen aus der Familie der Tisch des Herrn bereitet war. Die geöffneten Hände hoben sich dem Brot entgegen, das gebrochen auf dem Teller lag.

(Fortsetzung folgt)